

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 45 (1965-1966)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER

ZUM ZEHNTEN TODESTAG VON TEILHARD DE CHARDIN

Der folgende Auszug aus dem letzten Brief Teilhard de Chardins ist der Zeitschrift *Janus*, Nr. 4 (Dezember 1964/Januar 1965), S. 32, entnommen, wo er im Anschluß an eine Studie von Jean Onimus, «Teilhard de Chardin et l'Espoir du Monde», veröffentlicht wurde.

Vendredi Saint 1955

Révérend Père et Ami,

Je reçois votre lettre du 4 avril et j'y réponds en ce jour prédestiné. Le sens de la Croix... je ne vois rien de substantiel à ajouter aux quelques pages que je vous envoyai, je crois bien, en septembre 1952: «Ce que le monde attend de l'Église de Dieu: une généralisation et un approfondissement du sens de la Croix...» Ce que je pensais alors (et dès "le Milieu Divin"), j'en suis plus convaincu que jamais. Dans un univers de Cosmogenèse où le Mal n'est plus "catastrophique" (c'est-à-dire né d'un accident) mais "éolutif" (c'est-à-dire sous-produit statistiquement inévitable d'un Univers en cours d'unification en Dieu), dans un tel Univers, dis-je, la Croix (sans perdre sa fonction expiatrice et compensatrice) devient plus encore le symbole de l'"évolution" ("noogenèse") tout entière: co-réflexion et unanimisation de l'Humain au travers et à la faveur de la Peine, du Péché et de la Mort... Demain, tout le monde pensera "en sphère", en Cosmogenèse. Et alors, tout naturellement, le Dieu crucifié sera devenu (en tant que crucifié) le Moteur spirituel le plus puissant (parce que le plus valorisant, et le seul "amorisant") de l'ultrahominisation. — Voilà ma foi: celle que je voudrais tant confesser publiquement avant de mourir.

Neuerscheinungen von und über Teilhard de Chardin

Am 10. April 1955 starb Pierre Teilhard de Chardin, der französische Paläontologe und Denker, in New York. Der breiten Öffentlichkeit bis zu seinem Tode kaum bekannt, erfuhr sein philosophisch-theologisches Werk, dessen Publikation erst posthum begann, in den letzten zehn Jahren eine beispiellose Verbreitung. Es gibt heute keinen Wissenszweig, kein Forschungsgebiet, in die seine Ideen nicht eingedrungen wären; seine Denkweise prägt bereits das allgemeine Bewußtsein.

Seine Wirkung ist keine modische Erscheinung, sie hat tiefe Gründe. Als Naturwissenschaftler war Teilhard zuverlässig im Festhalten des Erforschten, einer erstaunlichen Intuition fähig und mit einem genialen Sinn für umfassende Zusammenhänge be-

gabt; als Denker zeichnet ihn die Wahrhaftigkeit aus. Er faßte seine Existenz als Sendung auf, die er kraft der ihm zuteil gewordenen Begabung und der sich ihm eröffnenden Schau im Dienst Gottes zu erfüllen hatte. Er trat mit seiner Person hinter der erkannnten Wahrheit stets zurück, er suchte ihr, nicht sich selbst Geltung zu verschaffen. So ist es diese Wahrheit selbst, die eigentlich die treibende Kraft von Teilhards Wirkung ist, eine Wahrheit, die in der Tiefe jeder menschlichen Seele seit langem im Gären begriffen war, für die im verborgenen Reifeprozeß des menschlichen Geistes die Zeit gekommen ist, offenbar zu werden, und die besagt, daß Christus in einem sehr konkreten Sinne die Energiequelle und der Vollender des Kosmos ist.

Teilhard weist auf, daß jedes menschliche Bemühen, so auch die an sich religiös indifferente wissenschaftliche Forschung zur Verwirklichung des kosmischen Christus beiträgt und daß das menschliche Wissen mit dem Glauben durchaus vereinbar ist. Die Hindernisse einer Vereinigung sind vordergründig, sie schwinden dahin, sobald man die theologischen Probleme neu ansetzend mit offenem Sinn durchdenkt.

Die Wirklichkeit Christi in der Welt ist jedoch keineswegs die Frage theoretischer Erwägungen, sie ist die Frage christlicher Existenz. Christliche Existenz ereignet sich überall, wo Demut und Liebe das Leben leiten, sie kann also auch von Menschen gelebt werden, die nicht christusgläubig sind. In dieser Schau öffnet Teilhard die Schranken eines zu eng gefaßten Christentums und stellt die immer wiederkehrende Forderung an die Christen, den Glauben in Existenz umzusetzen, eine Forderung, der zu entsprechen ihm, wie sein Leben zeigt, in höchstem Maße gegeben war.

*

Pierre Teilhard de Chardin wurde am 1. Mai 1881 in Sarcenat, in der Nähe von Clermont-Ferrand geboren. Mit 18 Jahren trat er in den Jesuitenorden ein. Da der Orden 1902 aus Frankreich ausgewiesen wurde, verbrachte er seine Ausbildungszeit in England, auf den englisch-normannischen Inseln, wo die Jesuiten Zufucht gefunden hatten. Eine Lehrtätigkeit am Jesuitenkolleg in Kairo (Physik und Chemie) unterbrach für drei Jahre seine theologischen Studien. Er wurde 1911 zum Priester geweiht.

Geologie und Paläontologie beschäftigten ihn von früh an. Die Begegnung mit *Marcellin Boule*, dem bekannten Vorgeschichtler, dürfte seine Entscheidung für das Studium der Naturwissenschaften maßgeblich beeinflußt haben; er ließ sich 1912 an der Sorbonne einschreiben.

1915 mobilisiert, mußte er bis 1919 sein Studium unterbrechen. Er diente an der Front als Sanitäter, später als Feldgeistlicher. Den Krieg überstand er ohne Verwundung, seelisch-geistig ungebrochen; für seine Tapferkeit bei der Rettung von Verwundeten

wurde er mehrfach ausgezeichnet und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Seine Furchtlosigkeit rühmten auch später alle, die ihn auf Forschungsreisen begleiteten. Die erste Niederschrift seiner philosophisch-theologischen Gedanken reicht in die Kriegszeit zurück.

1922 promovierte er an der Sorbonne zum Doktor der Naturwissenschaften. Am *Institut catholique* hatte er, dessen Name in Fachkreisen schon weit bekannt war, bereits einen Lehrstuhl inne. 1923 reiste er das erste Mal nach China, um an einer wissenschaftlichen Expedition teilzunehmen. Da seine philosophisch-theologischen Gedanken von kirchlichen Kreisen mißgünstig aufgenommen wurden, veranlaßten ihn seine Oberen, einem Wink Roms folgend, 1926 endgültig nach China zu übersiedeln. Von dort aus nahm er an mehreren Forschungsreisen teil, die ihn nach Zentralasien (1931/32), Nord- und Zentralindien (1935) und Birma (1937/1938) führten.

Dort begann er auch seine philosophisch-theologischen Werke niederzuschreiben. 1926/27 entstand *Der göttliche Bereich* (*Le Milieu divin*), zu dem Rom das Imprimatur verweigerte; es konnte, wie alle seine Werke, erst nach seinem Tode erscheinen. 1933 mußte er auf Geheiß Roms auf jede Funktion in Paris verzichten. Die Publikation des 1937 verfaßten Werkes *Die menschliche Energie* (*L'Energie humaine*) wurde ebenfalls verboten. Im selben Jahr sollte er an der katholischen Universität in Boston den Ehrendoktor erhalten, mußte aber bei seiner Ankunft erfahren, daß man ihm diese Ehrung doch nicht zukommen lassen könne. 1938—1940 schrieb er sein Hauptwerk: *Der Mensch im Kosmos* (*Le Phénomène humain*) in Peking, wo er wegen des Krieges bis 1946 verbleiben mußte. Das Werk sandte er 1941 nach Rom, 1944 erfuhr er, daß es von der Zensur abgelehnt war. Dasselbe Schicksal widerfuhr dem 1949 geschriebenen Werk *Die Entstehung des Menschen* (*Le Groupe zoologique humain*).

Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er Forschungsdirektor am *Centre national de la Recherche scientifique*. 1947 legten seine Oberen ihm nahe, nichts mehr über Philoso-

phie zu schreiben; auch den angebotenen Lehrstuhl am *Collège de France* mußte er ablehnen.

Obwohl bereits herzkrank, unternahm er noch zwei Forschungsreisen nach Südafrika (1951 und 1953). Er ließ sich 1951 in New York nieder, wo er als ständiger Mitarbeiter der *Wenner-Gren Foundation for Anthropological Research* wirkte. Kurz vor seinem Tode untersagte man ihm, am Internationalen Kongreß für Paläontologie teilzunehmen.

Teilhard ertrug Mißverständnisse, Ablehnung und Anfeindung, wenn auch nicht ohne innere Kämpfe, so doch ohne Bitterkeit. Er wußte zwar, daß sein öffentliches Auftreten von größter Bedeutung für das Christentum, besonders für den Katholizismus gewesen wäre. Er fügte sich aber in Demut und Gehorsam, die Wirkung der erkannnten Wahrheit selbst überlassend, die nach seinem Tode nicht ausblieb.

Er starb, wie er sich gewünscht, am Ostersonntag, an einer Herzkrise. Sein letzter Brief (vom 8. April an seinen Oberen) faßte noch einmal prägnant seine Wissen und Glauben verschmelzenden Ideen zusammen, seine letzte Eintragung in sein Tagebuch (am 7. April) galt aber dem, dessen Verherrlichung er Leben und Werk widmete: Christus.

*

Über das Werk wurde an dieser Stelle bereits ausführlich berichtet (1964, Novemberheft).

Teilhards Schriften, die außer den erwähnten Werken zahlreiche Essays, Vorträge, auch aus dem Gebiet der Paläontologie umfassen, ferner die Fragmente, Briefe und Tagebuchnotizen sind bisher nur zum Teil veröffentlicht. Die deutschsprachige Ausgabe zweier Werke besorgte der Verlag C. H. Beck (München), der *Die Entstehung des Menschen* bereits in der dritten Auflage¹ und das große Werk *Der Mensch im Kosmos* nun auch in einer preiswerten, einmaligen Sonderausgabe vorlegt². (Besprechung im Novemberheft 1964.)

Teilhards andere Schriften philosophisch-theologischen Inhalts veröffentlicht fortlaufend der Walter-Verlag (Olten-Freiburg i. Br.). Die Neuerscheinungen sind: ein my-

stisches Werk, ein Band Aufsätze über paläontologische Fragen und eine Auswahl aus dem Werk.

Der *Lobgesang des Alls*, eine ansprechende Luxusausgabe, enthält drei kürzere Schriften Teilhards: *Die Messe über die Welt* (*La Messe sur le monde*) 1923; *Christus in der Materie* (*Le Christ dans la matière*) 1916; *Die geistige Potenz der Materie* (*La Puissance spirituelle de la matière*) 1919³. Teilhard beschreibt drei große mystische Visionen, drei Christus-Erlebnisse, die die Basis seiner späteren philosophisch-theologischen Schau bilden. Sie bieten reichlich Stoff für Meditationen. Von Teilhards Liebe zu Christus wird niemand, der sich Christus zu öffnen fähig ist, unberührt bleiben. Der geistige Gehalt der Schriften stellt allerdings hohe Anforderungen an die spirituelle Fähigkeit der Leser, denn auch im Meditativen übersteigt Teilhard den Rahmen der traditionellen Frömmigkeit, und seine Mystik ist, wie jede echte Mystik, von einem sehr konkreten Denken getragen.

P. Boros macht darauf aufmerksam (Orientierung, Dezember 1964), daß der Text, übrigens bereits in der französischen Ausgabe, einen Fehler aufweist. Es müßte, Teilhards Manuskript gemäß, an Stelle von «harmonischer Quelle» «harmonische Stadt» (statt «source» «cité») heißen (S. 89); «harmonische Stadt der Seelen» ist, wie aus dem laufenden Text hervorgeht, die Materie.

Das Auftreten des Menschen, ein Sammelband, enthält Besprechungen von Publikationen über die vorgeschiedliche Forschung, Berichte über die Entdeckung des Sinanthropus in Choukoutien bei Peking und Untersuchungen über die paläontologischen Aspekte der menschlichen Entwicklungsgeschichte⁴. Der Band stellt also den Naturwissenschaftler Teilhard vor, der die materiellen Bedingungen und Zusammenhänge der Hominisation untersucht. Die Arbeiten, die sich mit dem Problem der Geistigkeit der ersten Menschen befassen, sind in diesem Band nicht zu finden, da die Herausgeber sie für eine besondere Veröffentlichung zurück behielten. Das Buch bietet ausgezeichnete Möglichkeit, Teilhard auch als Fachforscher kennenzulernen und sich mit paläontologischen Problemen, die in Teilhards philoso-

phischen Schriften immer wieder auftauchen, vertraut zu machen.

Die *Auswahl aus dem Werk* vermittelt einen Überblick über das philosophische Werk Teilhards⁵. Der (übrigens sehr schön ausgestattete und preisgünstige) Band eignet sich vorzüglich, Teilhards grundlegende Gedanken kennenzulernen. Er enthält mehrere Aufsätze, die hier erstmalig erscheinen. Die Auswahl ist glücklich getroffen, der Urheber sollte aber genannt werden.

Besondere Erwähnung verdient Karl Schmitz-Moormanns Nachwort. Es gibt eine klare, gründlich durchdachte Analyse der Situation von Philosophie und Theologie der Neuzeit, unter Berücksichtigung sowohl der kirchlichen Tradition als auch der allgemeinen Geistesgeschichte, und versucht, die Stelle und die Bedeutung von Teilhards Werk in der Wissenschaftslehre der Gegenwart zu bestimmen.

Mit Leben und Persönlichkeit Teilhards befassen sich die folgenden beiden Bücher, deren Reiz dadurch gesteigert wird, daß ihre Verfasser aus eigenen Erinnerungen an Teilhard schöpfen. Die Bändchen wird jeder, der Teilhard näher kennenlernen will, mit Freude und Gewinn lesen.

Das Ja zur Erde von Pierre Leroy S. J. ist eine reichhaltige, liebevoll, doch sachlich gezeichnete Biographie, die Teilhards Gestalt in ihrer ganzen menschlichen Größe aufleben läßt⁶. Leroy war langjähriger Mitarbeiter und Freund Teilhards in China und den Vereinigten Staaten bis zu dessen Tod. Viele Mitteilungen, darunter die des Briefes von Teilhard an den Ordensgeneral vom 12. Oktober 1951, erhöhen den Wert des Bändchens.

Mein Weg mit Teilhard de Chardin von Helmut de Terra beschreibt gemeinsame Forschungsreisen in Nord- und Zentralindien, in Birma und Java, die der Verfasser organisiert und geleitet hat, und auf denen die beiden Forscher enge Freundschaft geschlossen haben⁷. De Terra, der bekannte Geologe, Paläontologe und Archäologe, ein feinsinniger Beobachter, dem auch das Menschliche nicht entgeht, kann Teilhards ungewöhnliche Begabung für das Erfassen vorgeschichtlicher Zusammenhänge, seine wissenschaftliche Nüchternheit und Gründlichkeit vom

gemeinsamen Fach her besonders gut würdigen. Er berichtet auch, mit welcher Zurückhaltung Teilhard religionsgeschichtlich belangvolle Funde auswertete, um das Mißtrauen seiner Vorgesetzten durch Äußerungen über Formen der Urreligion nicht herauszufordern und seine eigenen religiösen Ideen unbelastet halten zu können. De Terra ergänzt Teilhards Ansichten über die Entstehung des Menschen, indem er auf die Umweltbedingungen (Zurücktreten der Eiszone und anderes) hinweist. Köstliche Szenen illustrieren Teilhards Furchtlosigkeit auch in der Natur, in «seiner» Natur, in der er sich, gleich welchen Breitengrades, stets heimisch fühlte.

Mit Problemen in Teilhards Werk setzen sich die folgenden drei Bücher auseinander:

Das theologische Denken Teilhard de Chardins untersucht Georges Crespy, ein evangelischer Theologe von Montpellier, hervorragender Kenner auch der deutschen Philosophie, in seinem bereits weithin bekannten Werk⁸. Er stellt die Vorwürfe gegen Teilhard zusammen, die von Theologen erhoben wurden, weist auf, wie schon Teilhard sie zum Teil, ihre eigenen Argumente umkehrend, widerlegte, und unterzieht Teilhards Verhältnis zu den traditionellen und modernen Strömungen in der Theologie einer sorgfältigen Analyse. Er zeigt, daß Teilhard durch sein konkretes, die Offenbarung sehr ernst nehmendes Denken gerade jenes Problem einer Lösung näher bringt, woran Bultmann mit seiner etwas gewaltsamen «Entmythologisierung» scheiterte: das Christentum auch für das moderne, naturwissenschaftlich orientierte Weltbild tragfähig zu machen.

Die Sachlichkeit und die Problemfülle dieses Buches stellen es neben die Teilhard gewidmeten Publikationen der katholischen Theologen Henri de Lubac S. J. und Olivier A. Rabut O. P. Während übrigens das Werk von Rabut auch auf deutsch erschienen ist (vgl. die Besprechung im Novemberheft 1964), wird die deutschsprachige Veröffentlichung des vielbeachteten Werkes von de Lubac, *La Pensée religieuse du Père Teilhard de Chardin*, von einem Kreis katholischer Theologen bedauerlicherweise immer noch ver-

hindert. (De Lubac veröffentlichte kürzlich ein zweites Werk über Teilhard: *La Prière de Teilhard de Chardin*.)

Das naturphilosophische Werk Teilhard de Chardins unterzieht Armin Müller einer kritischen Würdigung⁹. Müller, ein Altersgenosse Teilhards, ist Mediziner, bekannt durch verschiedene Veröffentlichungen über Biologie und Naturphilosophie, deren Tendenz mit der Teilhards verwandt ist, ohne daß eine unmittelbare Beeinflussung vorläge. An evangelischer Theologie orientiert, sieht auch Müller die immer größere Notwendigkeit, Wissenschaft und Christentum in eine Synthese zu bringen. Seine breit angelegte, vielschichtige Untersuchung geht von den Ursprüngen der Evolutionstheorie aus und zeigt zahlreiche Bezüge auf, die von Teilhards Konzeption zu naturphilosophischen und philosophischen Theorien der letzten hundert Jahre ausgehen.

Teilhard de Chardin und das Evolutionsproblem des Holländers Bernard Delfgaauw ist als Einführung in die Gedankenwelt von Teilhard gedacht¹⁰. Es setzt, wie Delfgaauw versichert, weder philosophische noch naturwissenschaftliche Kenntnisse voraus und stellt Teilhards Gedankengang absichtlich etwas vereinfacht dar. Die klare Behandlung von Fragen, die sich dem Leser von Teilhards Werken zu stellen pflegen, macht diesen guten Abriß besonders verdienstvoll.

Alexander Gosztonyi

¹Pierre Teilhard de Chardin: *Die Entstehung des Menschen* (Le Groupe zoologique humain). Verlag C. H. Beck, München 1963⁸. Übersetzt von Günther Scheel. ²Pierre Teil-

hard de Chardin: *Der Mensch im Kosmos* (Le Phénomène humain). Verlag C. H. Beck, München, Sonderausgabe 1965. Übersetzt von Othon Marbach. ³Pierre Teilhard de Chardin: *Lobgesang des Alls* (Hymne de l'univers). Walter-Verlag, Olten-Freiburg i. Br. 1964. Übersetzt von Karl Schmitz-Moormann. Einführung von N. M. Wildiers. ⁴Pierre Teilhard de Chardin: *Das Auftreten des Menschen* (L'Apparition de l'homme). Walter-Verlag, Olten-Freiburg i. Br. 1964. Übersetzt von Lorenz Häfliger und Karl Schmitz-Moormann. Vorwort von N. M. Wildiers. ⁵Pierre Teilhard de Chardin: *Auswahl aus dem Werk*. Walter-Verlag, Olten-Freiburg i. Br. 1964. In der Reihe *Das moderne Sachbuch*, Band 25. Übersetzt von Lorenz Häfliger, Joseph Bader und Karl Schmitz-Moormann. Nachwort von Karl Schmitz-Moormann. ⁶Pierre Leroy S. J.: *Das Ja zur Erde* (Pierre Teilhard de Chardin, tel que je l'ai connu). Herold-Verlag, Wien-München 1960. Aus dem Französischen von Othon Marbach. ⁷Helmut de Terra: *Mein Weg mit Teilhard de Chardin*. Forschungen und Erlebnisse. Verlag C. H. Beck, München 1962. ⁸Georges Crespy: *Das theologische Denken Teilhard de Chardins* (La Pensée théologique de Teilhard de Chardin). Schwabenverlag, Stuttgart 1964². Übersetzt von Karl Schmitz-Moormann. ⁹Armin Müller: *Das naturphilosophische Werk Teilhard de Chardins*. Verlag Karl Alber, Freiburg-München 1964. ¹⁰Bernard Delfgaauw: *Teilhard de Chardin und das Evolutionsproblem* (Teilhard de Chardin). Verlag C. H. Beck, München 1964. Aus dem Holländischen von Maria Fuhrmann-Plemp van Duiveland.

DIE KUNST DES GEDICHTES

Bemerkungen zur Historisch-kritischen Ausgabe der Werke von Conrad Ferdinand Meyer

Eine «neugermanistische Edition»

Die Historisch-kritische Ausgabe der Sämtlichen Werke C. F. Meyers, sorgfältig betreut vom Benteli-Verlag in Bern, macht entschei-

dende Fortschritte. Als Herausgeber zeichnen Hans Zeller und Alfred Zäch, die ihr bestes philologisches Können an diese Sache gewendet haben. Nachdem Alfred Zäch schon vier Prosabände mit umfassender

Sachkenntnis in einer höchst übersichtlichen, luziden Darstellung herausgebracht hat¹, ist jetzt Hans Zeller mit zwei Gedichtbänden, Band 1 und Band 2 der «Sämtlichen Werke», hervorgetreten. Band 1 bringt den bereinigten Text der Gedichte; Band 2 dagegen bringt einen über hundert Seiten umfassenden «Bericht des Herausgebers», der Rechenschaft ablegt, und dann — das eigentliche Ereignis — den «Apparat zu den Abteilungen I und II» des ersten Bandes. Denn bekanntlich hat C. F. Meyer seine Gedichte in neun Abteilungen gegliedert. Der Apparat zu den Abteilungen III bis IX steht also noch aus und wird auf kommende Bände verteilt sein.

In Gottfried Benns «Chopin»-Gedicht ist von Chopin zu lesen:

Dann verbrennt er seine Skizzen
und Manuskripte,
nur keine Restbestände, Fragmente, Notizen,
diese verräterischen Einblicke —

An solch «verräterischen Einblicken» in die Werkstatt Meyers haben wir nun eine Überfülle. Denn der Apparat Hans Zellers gibt alle ersten Entwürfe, alle Umarbeitungen, Zeitungsdrucke, die ganze Entstehungsgeschichte jedes einzelnen Gedichtes wieder. Warum hat der Dichter diese oft so peinlich dilettantischen Entwürfe nicht vernichtet, er, der doch von einer brennenden Begier nach Vollkommenheit erfüllt war? Aber er *hat sie ja vernichtet!* Wer den «Bericht des Herausgebers» gelesen hat, ist im Bild. Wir verdanken den außergewöhnlichen Handschriftenschatz, diese unzähligen Entwürfe, Vorstufen und Varianten, zum größten Teil der Schwester des Dichters, Betsy Meyer. Ihr Verdienst um das immer gefährdete, unter schweren Widerständen fortschreitende Werk des Bruders ist überhaupt nicht hoch genug anzuschlagen. Sie war ihm Vertraute und Schwester zugleich, Sekretärin, Kritikerin, Archivarin, unentwegte Ermutigerin. Man ist versucht, sie seine heimliche Muse zu nennen.

Weitaus die meisten Handschriften sind mit der Zeit in den Besitz der Zentralbibliothek Zürich übergegangen, wo sie längere Zeit gelegen haben, bis man an die Gesamt-

ausgabe herangetreten ist. Hans Zeller hat eine neue Editionstechnik geschaffen, die er die «neugermanistische» nennt. Sie steht im Gegensatz zu altphilologischen Editionen, die auf eine oder wenige mittelalterliche Handschriften zurückgehen und den gültigen Text aus dem abwägenden Vergleich dieser Handschriften eruieren. Die «neugermanistische Edition» hingegen stützt sich im Falle Meyers auf das ganze ungeheure Handschriftenmaterial, und sie vermag deshalb die Metamorphosen des einzelnen Gedichtes vollzählig wiederzugeben. Hans Zeller hat ein überzeugendes Zeichensystem entwickelt, das uns ermöglicht, rückschließend vom Druckbild her, uns über die Handschrift selbst, mit all ihren Streichungen, Ergänzungen, Randnotizen, vollständig ins Bild zu setzen. In vielen Fällen sind Faksimiles beigelegt, die uns eine exakte Nachprüfung erlauben.

Der Apparat stößt einen zunächst mit seinen Siglen und Schnörkeln zurück. Je mehr man sich aber darein vertieft, desto größer wird die Bewunderung. Hans Zeller ist zweifellos nach allen Richtungen bis an den Rand des Möglichen vorgestoßen. Eine größere Umsicht und Vorsicht, eine größere Exaktheit im textkritischen Metier ist nicht mehr möglich. Ob des Vergnügens, das Werden des Meyerschen Gedichtes mitzuverfolgen, vergißt man vielleicht, daß dasjenige, was Zeller uns vorlegt, die Frucht langjähriger, härtester Arbeit ist. «Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist!» möchte man mit Martin Luther sagen...

Conrad Ferdinand Meyers Verhältnis zu seinen Gedichten

Man wird sich fragen, ob die außerordentliche Arbeit, die hier geleistet worden ist — und immer noch geleistet wird —, sich lohne. Meyer hat ja nicht «tiefe» oder «hermetische» Dichtungen geschaffen im Sinne der Hölderlin-Hymnen und der Rilke-Elegien. Sein Grundproblem ist sehr faßlich, einfach sogar, will mir scheinen. Die Überwindung des irdischen Karmas, die Läuterung der von der Welt verführten Seele im Angesicht des all-

zeit nahenden Todes, der Umschlag von der «irdischen» zur «himmlischen Liebe», das ist sein Grundproblem. Meyers Weg führt weg von einem äußerem und äußerlichen Reich des Leidenschafts-Betriebes, das da kreist um

Den rollenden Würfel, den Becher, die Dirn².

Wer kennt sie nicht, seine pathetischen Heldenszenen voll gezückter Schwerter, voll deutscher Treue und welschem Verrat, oder die «überredenden Gebärden / Und das frevle Spiel der Augen³»? Meyers Weg führt davon weg, führt hin zu einem inneren und innerlichen Reich der «Seligkeit» und des christlichen Friedens, worauf er zum vornherein angelegt ist; schon seine verletzliche Natur, seine pietistische Erziehung bestimmen ihn dazu. Das Rad der Wiedergeburt endlich einmal aufzuhalten und auszusteigen aus diesem unserem Leidenschafts-Betrieb: das ist seine innerste Sehnsucht.

In den Novellen (und auch in den Balladen) verfolgt er sein Ziel in einer Al-fresco-Manier, indem er pathetische Gemälde entwirft, die er selber für «objektiv» hält. «Ich bin kein Lyriker. Meine Kraft liegt im Objektiven⁴.» Objektiv sind diese Novellen und Balladen insofern, als Meyer in ihnen die «frechen» Kräfte der Leidenschaft und die «frommen» Gegenkräfte des Christentums mit gleicher Sorgfalt auf widerstreitende Rollen verteilt. Höchst subjektiv dagegen ist diese ganze Fragestellung des «Frechen» und «Frommen»; sie ist einzig und allein in Meyers Persönlichkeit begründet.

Während der Dichter nun also seine Novellen bejaht, so ist sein Verhältnis zur eigenen Lyrik, zur Lyrik im engeren Sinne, gespalten. «Ich vollende sorgfältig, da die Sächelchen in der Tat nur durch einen Schein von Vollendung erträglich werden⁵.» Kann man sich skeptischer äußern?

Was ihn geärgert hat, ist das Innige, Private, gewissermaßen «Sentimentale», das, nach Neunzehnt-Jahrhundert-Begriffen, unlösbar mit Lyrik verbunden ist. Nicht daß er auf diesem Feld nichts zu bieten hätte, im Gegenteil! Aber er scheut sich, Privates preiszugeben; er spürt einen Adel in sich, der sich «gegen die Betastungen der Menge

sträubt». Er kann sich im eigentlichen Gedicht — im Gegensatz zur Ballade — nicht genügend maskieren. Der Nerv liegt bloß. Die Lyrika wurzeln letzten Endes im Boden von Meyers Jugend, die er «die dumpfe Zeit» nennt. Es ist eine Zeit der Sehnsucht und Unerlöstheit, der Ausweglosigkeit und Qual, an die er sich später höchst ungern erinnert. Es ist eine Zeit, in der er lebt, ohne zu leben: unverwirklicht, von Sehnsucht verzehrt, «im Traum erstarrt⁶». Die Gedichte gehören, ihrer Anlage nach, in die Frühzeit von Meyers Wirken hinein. Als er sie 1882 erstmals gesammelt herausgibt, betrachtet er diese Publikation zugleich als einen Abschluß, ein Damit-Fertig-Sein..., um zu anscheinend größeren, zu «objektiven» Aufgaben vorzustoßen. Bis zur dritten Auflage von 1887 hat der Dichter seine Lyrika noch korrigierend mitverfolgt; nachher scheint er sich kaum mehr mit ihnen befaßt zu haben.

Wenn nun also C. F. Meyers Verhältnis zu seinen Gedichten gespalten ist, so kann man die eingangs gestellte Frage nur wiederholen: Lohnt sich die Mühe, den Handschriften nachzugraben? Ich glaube, sie lohnt sich. Man wird zwar in all diesen Entwürfen wenig dichterisch Geglücktes finden. Aber gerade in der steten Überwindung des Nichtrechtfertig-Gelungenen, im Fortschreiten von Stufe zu Stufe, im Aufstieg aus der «Dumpfheit» zur «Vollendung»: darin verehren wir einen Gestaltungswillen, ein Arbeits-Ethos, das fast ohne Beispiel ist.

Das Werden eines Gedichtes

Genug der theoretischen Erörterungen! Wir wollen das Werden eines einzelnen Gedichtes mitvollziehen, auf Grund des Materials, das uns Hans Zeller so reich zur Verfügung stellt. Ich wähle das achtunddreißigste der Sammlung, «Jetzt rede du⁷!».

Die erste Fassung, in Meyers eigener Handschrift erhalten, stammt vom 8. Mai 1862. Der Dichter war fast siebenunddreißig, als er diese seltsamen Verse schrieb.

Ich wandle wieder durch die Waldesspitze
Wo sich ein Fluß mit einem Strom vereint,
Und sehe wieder all' die Schattensitze,
Wo ich der Liebe Thränen heiß geweint.

Da streift' ich durch die Büsche wie ein
Schemen,
Und maß den Wuchs der schlanken Stämme
nicht,
Und dich, o Strom, ich ließ dich eben strömen
Und saß im Gras und neigte das Gesicht.

Ein anderer nun, durchwandl' ich ohne Sorgen
Den Wald und schaue vor- und seitewärts;
Mein ganzes Herz, ich hab es ja geborgen,
Wo nimmermehr betrogen wird das Herz.

Nun kann ich deinen dumpfen Chören
lauschen,
Aus Licht und Nacht gebauter Waldesdom,
Nun kann ich rasch mit deinen Wellen
rauschen,
Mit deinen Wellen brausend ziehen, Strom!

Man braucht etwas Zeit, um sich in dem Gedicht zurechtzufinden. Offenbar ist es aufgebaut auf den Gegensatz von Einst und Jetzt. Das Einst ist die dumpfe Zeit des ungelebten Lebens, wo Meyer, selber ein Schatten, die Dinge nur schattenhaft sah. Das Jetzt dagegen erscheint als die dem Leiden entrückte Zeit, die Zeit der Verwirklichung. Erst jetzt sieht der Dichter so recht, was ihn umgibt. Und dabei ist die Landschaft, durch die er «wandelt», genau noch dieselbe: «die Waldesspitze / Wo sich ein Fluß mit einem Strom vereint». Welch eine pädantisch-schülerhafte Umschreibung!

Man ersieht aus dem Gedicht auf keine Weise, was den Umschlag vom Einst zum Jetzt bewirkt hat. Wir werden einfach vor die vollendete Tatsache gestellt:

Mein ganzes Herz, ich hab es ja geborgen,
Wo nimmermehr betrogen wird das Herz.

Also hat er es offenbar in Gott geborgen. Das Gedicht arbeitet mit einer «religiösen Wendung», die im Ablauf des Gedichtes selbst nicht motiviert wird.

Eindrücklich scheint mir nur der Anfang der zweiten Strophe, wo Meyers «dumpfe Zeit» einen Augenblick aufleuchtet: «Da streift' ich durch die Büsche wie ein Schemen...» Die restlichen Verse der zweiten Strophe sind mißglückt. Sie wollen schildern, wie der leidende Dichter damals, vor lauter Leiden, den Flußwald nicht sah, durch den er

wanderte. Kann man das ungeschickter sagen als wenn man sagt: «Und dich, o Strom, ich ließ dich eben strömen»? Ich glaube kaum.

Dem Einst der zweiten Strophe entspricht, als Gegenbild, das Jetzt der vierten Strophe. Meyer will sagen: Jetzt bin ich sehend geworden, bin geradezu eins geworden mit dem Flußwald! Aber diese Unio mystica des Lyrikers mit seiner Landschaft ist viel zu lehrhaft ausgedrückt am Schluß des Gedichtes. Die Absicht ist zu deutlich. Das ganze Gedicht ist mehr Absicht als Verwirklichung. Es scheint, daß Conrad Ferdinand Meyer den Weg aus der «Dumpfheit» zur «Vollendung», den schweren Weg zu sich selber, mit jedem Gedichte neu hat antreten müssen.

* * *

Neun Jahre später, im Juli 1871, anlässlich des Davoser Aufenthaltes von Conrad und Betsy, taucht das Gedicht wieder auf. Es steht, diesmal in Betsys Handschrift, im «Roten Kalender», einem der wichtigsten erhaltenen Skizzenbücher des Dichters. Der Dichter hat seiner Schwester das Folgende diktiert (ich gebe die erste Fassung dieser zweiten Stufe, ohne die späteren Korrekturen):

Du warst mein stetes, kühles Wanderziel,
Du grüner Wald, in jugendheißen Tagen,
Ich hatte dir von meinen Wonnen viel,
Von meinen Schmerzen hatt' ich mehr zu
sagen.

Und wieder such' ich dich, mein dunkler
Hort!
Laß deine Wipfel mir zu Häupten rauschen!
Heut' rede du, ich lasse dir das Wort,
Ich habe nichts zu sagen — ich will lauschen.

Das Gedicht ist von vier auf zwei Strophen gekürzt. Einer Strophe «Einst» steht eine Strophe «Jetzt» gegenüber. Es ist auch nicht mehr in je zwei und zwei Versen vom Wald und vom Fluß die Rede — sondern nur noch vom Wald. Eine souveräne und glückliche Kürzung! Die religiöse Wendung fällt ganz weg: es genügt doch wohl, daß der Dichter älter geworden ist, erfahrener, so daß er die Dinge sieht und nicht mehr nur sich selbst in den Dingen... Auffällig wirkt übri-

gens, daß er seiner «dumpfen Zeit», neben den überwiegenden «Schmerzen», auch einige «Wonnen» zugesteht. Man weiß noch nicht recht, was es mit diesen Wonnen auf sich hat.

«Nun kann ich deinen dumpfen Chören lauschen» hat der Dichter, gegen das Ende der ersten Fassung, zum Walde gesagt. Aus diesem Motiv des Lauschens gewinnt er nun in der zweiten Fassung das Gegenmotiv des Redens. Motiv und Gegenmotiv fügen sich ausgezeichnet in die Struktur des Einst und Jetzt: einst redete ich (und der Wald lauschte), jetzt soll der Wald reden (und ich will lauschen). Erst mit dieser Antithese ergreift Meyer so recht die Möglichkeiten dieses Gedichtes.

Der in der zweiten Fassung erzielte Fortschritt ist bedeutend; er läuft auf eine Strafung und Läuterung des Gedichtes hinaus. Dasjenige, worauf es ankommt, wird faßbar; aber freilich sind die einzelnen Wendungen, zumal die Adjektive, noch etwas künstlich («jugendheiß») oder gewöhnlich («stetes, kühles Wanderziel», «du grüner Wald»).

* * *

Ich überspringe zwei Zwischenstufen: die eine läßt die metrische Struktur der zweiten Fassung unangetastet, versucht sich aber, teilweise mit Glück, in der Verbesserung einzelner Wendungen. Die andere stellt sich einfach als eine zusätzliche Kürzung dar: die fünfhebigen Jamben werden zu abwechselnd drei- und vierhebigen zusammengestrichen! Meyer kommt aber von diesem allzu radikalen Vorgehen wieder ab; die knappsten Verse sind nicht immer die besten. Der leise elegische Rhythmus des Gedichtes braucht offenbar den Fünfheber als tragfähiges Bauelement. Nun aber die endgültige Fassung:

Jetzt rede du!

Du warest mir ein täglich Wanderziel,
Viellieber Wald, in dumpfen Jugendtagen,
Ich hatte dir geträumten Glücks so viel
Anzuvertraun, so wahren Schmerz zu klagen.

Und wieder such ich dich, du dunkler Hort,
Und deines Wipfelmeers gewaltig Rauschen —
Jetzt rede du! Ich lasse dir das Wort!
Verstummt ist Klag und Jubel. Ich will
lauschen.

So ist das Gedicht 1882 neu gefaßt worden, also noch einmal elf Jahre später. Der nunmehr gesetzte Titel kann als Wegweiser gelten: er lenkt das Verständnis gleich in die richtige Bahn. Die Adjektive sind glücklich verbessert. «Viellieber Wald» ist inniger und voller als «du grüner Wald»; die «dumpfen Jugendtage» sind natürlicher und treffender als die «jugendheißen Tage». Jetzt sieht man auch klarer, was man von jenen einstigen «Wonnen» und «Schmerzen» zu halten hat: die Wonnen waren nur geträumt, die Schmerzen aber wirklich und wahr. Damit wird nun die «dumpfe Zeit» viel deutlicher heraufbeschworen. Schön ist jetzt auch das Enjambement, das Übergleiten vom dritten zum vierten Vers, das den rhythmischen Ablauf vor Monotonie schützt.

Den fünften und sechsten Vers faßt der Dichter unter einem einzigen Bogen zusammen. «Heut'» ersetzt er dann durch das wirksamere «Jetzt», das dem Grundgedanken, dem Einst und Jetzt, genau entspricht. Statt der prosaisch-scharfen Wendung: «Ich habe nichts zu sagen» lesen wir nun: «Verstummt ist Klag und Jubel» — eine weichere, elegischere Wendung, eine Coda geradezu, ein Ausklang der «dumpfen Zeit». Nur daß der «Jubel» vielleicht doch etwas zu laut ist für das scheue, sehnliche Traumglück von damals...

Arthur Häny

¹Vgl. meinen Aufsatz: «Conrad Ferdinand Meyer als Novellist», Schweizer Monatshefte, September 1963. ²Aus dem Gedicht «Die Schweizer des Herrn von Tremouille», Bd. I, 340. ³I, 164. ⁴Aus einem Brief an Emilie Ringsis vom 2. März 1883. ⁵Aus einem Brief an Lingg vom 31. August 1882. ⁶I, 155. ⁷2, 307—310, und I, 70.